

Ralf Romahn

Mord im Milieu

Spektakuläre Kriminalfälle

Das Neue Berlin

Bildnachweis:

Robert Allertz S. 19, 21, 26, 31, 45, 62, 67, 71, 76, 87, 93, 94, 100, 112, 117, 148, 164, 165, 168, 173, 186, 195, 201

Archiv edition ost S. 110, 124, 126, 142, 156

Das Neue Berlin – eine Marke der
Eulenspiegel Verlagsgruppe Buchverlage GmbH

ISBN 978-3-355-02751-1

1. Auflage 2023

© Eulenspiegel Verlagsgruppe Buchverlage GmbH, Berlin

Alle Rechte der Verbreitung vorbehalten.

Ohne ausdrückliche Genehmigung des Verlages ist es nicht gestattet,
dieses Werk oder Teile daraus auf fotomechanischem Weg
zu vervielfältigen oder in Datenbanken aufzunehmen.

Umschlaggestaltung: Buchgut, Berlin, unter Verwendung eines Fotos von
picture-alliance/ZB: Eine der ersten Stripperinnen der DDR präsentierte
sich am 2. April 1990 in einer Show in einem Berliner Nachtclub. Eine
Kommission des Berliner Magistrats hatte am 5. Januar 1990 ihre Quali-
fikation für den Beruf überprüft und ihr die erste Lizenz als Stripperin
ausgestellt.

Printed in the EU

www.eulenspiegel.com

Inhalt

Holzkopf	7
»Brennpunkt Spagat«	59
Blüten Made in GDR	99
Drei Farben kennt das Land	147
Mord im Millieu	177

Holzkopf

Oberleutnant, du sollst zum Chef kommen, rief Krause durch die offene Bürotür. Offenbar kam er gerade von dort, denn sonst rief der Oberst immer selbst an, wenn er mich zu sprechen wünschte. Krause war älter als ich und auch länger dabei, und dass er sauer war, am 1. Juli nicht befördert worden zu sein, zeigte er bei jeder Gelegenheit. Ich war vor zwei Jahren erst von der VP-Schule in Aschersleben als Leutnant zurückgekehrt, während die meisten anderen das Studium als Unterleutnant beendet hatten. Und nun, zum diesjährigen Tag der Volkspolizei, war ich mit dem dritten Stern auf der Silberlitze bedacht worden. Mit Verlaub: Ich war dreißig, hatte vier Jahre bei der Volksmarine gedient und danach als Hilfsarbeiter im Wortsinne Dreck gefressen. Beim »Vau-E-Be Mörderkohle«, wie der VEB Elektrokohle Lichtenberg im Berliner Volksmund hieß. Dort wurde Graphit für die ganze Republik produziert mit einer Technik, die aus Kaisers Zeiten stammte. Laut, dreckig, ungesund und umweltschädlich ... Ach, was wusste dieser Sesselfurzer Krause schon vom Leben.

Verstanden, rief ich hinaus auf den Flur und griff mein Notizbuch. Wie jeder Vorgesetzter sah es auch der Genosse Oberst gern, wenn man mitschrieb. Ich verschloss, wie vorgeschrieben, mein Dienstzimmer. Das fand ich insofern ein wenig albern, als es bis hierher nie ein Betriebsfremder schaffen würde. An der Wache

unten im Dienstgebäude unweit des Alexanderplatzes kam niemand unbemerkt vorbei. Und was hätte ein Dieb hier schon groß klauen können? Akten, Zigaretten, die Tagespresse, die auf dem Tisch lag? Aber es war nun mal angeordnet, das Büro zu versperren, sofern niemand im Zimmer anwesend war. Und über Nacht wurde jeder Raum versiegelt: Zwei mit Knete gefüllte Kronkorken, in Tür und Rahmen verschraubt, wurden mit einem Faden verbunden. Dann presste man die Petschaft in die weiche Masse, und schon war das Büro gesichert. Hing anderentags der Faden lose herab, bedeutete dies, das nächstens einer im Büro gewesen sein musste. Und das war unzulässig und mithin ein Vorkommnis. Alles irgendwie albern. Aber man hatte sich daran gewöhnt.

Warum mich aber der Chef zu sehen wünschte und nicht der Arbeitsgruppenleiter, konnte ich mir nicht erklären.

Werner Gutzeit saß bräsig hinter seinem Schreibtisch, als ich sein Zimmer betrat. Auf dem Weg über den langen Flur, der nach Bohnerwachs und Stiefelwichse roch, hatte ich mir vergeblich das Hirn zermartert, was der Anlass für diese Einladung sein könnte. Wollte er mit mir die politische Groß- und Kleinwetterlage erörtern? Die Proteste gegen die Stationierung von Pershing II und Cruise Missiles in Westeuropa nahmen seit Wochen zu, in der DDR gaben sich auswärtige Politiker die Klinke in die Hand und im Palast der Republik sollte es Ende des Monats ein Friedenskonzert geben, bei dem auch internationale Künstler auftreten würden – von Harry Belafonte bis Udo Lindenberg. Aber das tangierte wohl kaum

die Kriminalpolizei von Berlin-Mitte. Ich war mir unschlüssig.

Der Oberst schaute nur kurz auf. Er schrieb irgendwas und wies mit einer leichten Kopfbewegung auf einen Stuhl am Tisch, der vor seinem Schreibtisch stand. Beide Tische bildeten ein T. Hinter Gutzeit in Uniform – ich trug meine nur dann, wenn es von uns verlangt wurde, und das waren gottlob nicht viele Tage im Jahr – hingen die Konterfeis des Staatsratsvorsitzenden und des Innenministers. Dickel war das schon seit zwanzig Jahren. Ich war ihm persönlich noch nie begegnet, er solle, so sagten jene, die schon mal mit ihm zu tun hatten, ein umgänglicher Typ sein. Gänzlich uneitel und bescheiden. Die offiziellen Fotos an der Wand machten den schmucklosen Raum zum Dienst- und Chefzimmer. Denn die Büsten, Medaillen, Teller und der andere Polittrödel, der sich im Laufe der Jahre im Regal gesammelt hatte, war Kitsch, nicht Kunst, und nicht unbedingt Indiz für ein von einem Musenfreund gehütetes Heiligtum in der Inspektion. Überall hinterließen Delegationen von Bruderorganen und Betriebsabordnungen die gleichen Souvenirs: bemalte Briketts aus der Lausitz, Gipsköpfe aus der Sowjetunion, Teller aus Kahla und Reliefs aus Bulgarien ... An jedem Jahrestag kamen weitere geschmacklose Devotionalien hinzu.

Gutzeit steckte die Kappe auf den Füllfederhalter, schlug die Mappe zu und sagte: »So.« Dann musterte er mich, als hätte er mich seit Ewigkeiten nicht gesehen.

Ich grinste zurück. »Was gibt's, Werner? Außer der Tatsache, dass wir mal wieder den Weltfrieden retten

müssen.« Ich deutete auf die Zeitungen, die auf seinem Tisch lagen. Obenauf, wie es sich gehörte, das Zentralorgan. Honecker hatte am Vortag die Verteidigungsminister des Ostblocks empfangen und mit diesen »an die USA und ihre NATO-Verbündeten« appelliert, von den Stationierungsplänen für die neue Generation von nuklearen Mittelstreckenraketen Abstand zu nehmen.

Oberst Werner Gutzeit machte eine resignative Handbewegung. Was wird sein, sagte er. Die Russen werden bei uns und bei den Tschechen ihre SS-20 stationieren ... Er schwieg. Ich sah, wie es hinter seiner Stirn arbeitete. »Aber deshalb habe ich dich nicht rufen lassen.«

»Sondern?«

»Es gibt eine Diebstahlanzeige.«

Ich lachte kurz auf.

Gutzeit warf mir einen Blick zu, der meine Reaktion zu missbilligen schien. Nur ein Blick, kein Wort. Ich wähnte mich missverstanden und setzte zu einer Erklärung an.

»Nicht nötig«, sagte er. »Ich weiß, was du sagen willst.«

Natürlich, Gutzeit wusste selbst, dass Anzeigen dieser Art nicht unbedingt an diesem Tisch erörtert wurden, es sei denn, es handelte sich um etwas Gewichtiges. Aber augenscheinlich war es nicht einmal das, weshalb er so auffällig reagierte. Er war sich des Problems bewusst. Das erklärte seine unterschwellige Gereiztheit, die ich mir nicht erklären konnte.

Ich schwieg. Auch der Oberst blieb stumm.

Was für ein Diebstahl? Und wo? Hatte man den Volvo eines Politbüro-Mitgliedes geknackt? Blödsinn,

»Brennpunkt Spagat«

Fast hätte ich alles vermässelt, und dass ich anschließend mit einer aktenkundigen Rüge von Hauptmann Kirschke bedacht worden war, empfand ich nicht als ungerechtfertigt. Er hatte in der Sache völlig Recht, wenngleich natürlich diese Rüge – wie grundsätzlich jeder Tadel – persönlich immer schmerzte. Im Nachgang muss ich jedoch sagen, dass der Anschiss auch sein Gutes hatte. Er war in zweifacher Hinsicht heilsam: Ich disziplinierte mich stärker und begann meinen Zigarettenkonsum erheblich zu drosseln, bis ich schließlich mit dem Rauchen ganz aufhörte.

Und das kam so.

Im Sommer 1982 häuften sich Anzeigen von Eltern aus den Berliner Stadtbezirken Mitte, Prenzlauer Berg und Friedrichshain. Ein Mann hatte sich an jungen Mädchen zu schaffen gemacht. Er ging, wie aus den Berichten der Kinder hervorging, immer nach der gleichen Masche vor. Er sprach sie an und gab sich als Trainer einer Sportschule aus, der auf der Suche nach Turntalenten sei.

Nun war die frühe Talentsuche in der DDR nichts Ungewöhnliches. Es war Teil der Sportpolitik des Landes und eine Wurzel ihres Erfolges, dass man nämlich systematisch Ausschau hielt nach Begabungen, die dann in Kinder-, Jugend- und Sportschulen (KJS) entwickelt und trainiert wurden. Scouts – die damals noch nicht so

hießen – sichteten bereits in Kindergärten und in den unteren Klassen der Polytechnischen Oberschulen (POS). War man fündig, sprach man mit den Eltern und erklärte, dass man ihr Kind wegen dieser oder jener körperlichen Veranlagung für diese oder jene Sportart geeignet hielt. Nicht alle angesprochenen Eltern sagten zu, weil ihnen die Konsequenzen des Leistungssports bewusst waren. Die meisten jedoch zeigten sich aufgeschlossen, wenn auf diese Weise der natürliche Bewegungsdrang ihres Kindes in sinnvolle und kontrollierte Bahnen gelenkt werden würde. Und nicht aus jedem jungen Talent musste ein Hochleistungssportler werden, der bis zu Weltmeisterschaften und Olympischen Spielen geführt wurde. Sport im Verein war ja auch gesund.

Zur Wahrheit gehört jedoch auch – und diese Tatsache war keineswegs systembedingt, sondern war und ist in allen entwickelten Staaten zu beobachten –, dass manche Eltern mit ihren Kindern das zu verwirklichen hofften, was sie selbst meinten versäumt zu haben. Nicht nur im Sport, aber auch dort. Sie setzten hohe Erwartungen in ihren eigenen Nachwuchs und überforderten ihn in der Hoffnung, vom Glanz, der vielleicht einst auf das Kind als Sportstar fallen würde, selbst zu profitieren, indem auch ein wenig auf sie fiel.

Da der Sport hierzulande einen hohen gesellschaftlichen Stellenwert besaß, waren die meisten Menschen prinzipiell bereit, daran mitzuwirken, dass der Strom an Medaillen nicht nur nicht versiegte, sondern immer breiter floss. Die DDR verstand sich als Sportnation, und sie war auch eine. Das zeigte sich nicht nur im Spit-

zen-, sondern auch im Massensport. Schon Ende der fünfziger Jahre hatte Walter Ulbricht gefordert: »Jedermann an jedem Ort – einmal in der Woche Sport.« Daraus war dann später »mehrmals« gemacht worden. Und es gab Spartakiaden auf allen Ebenen und sportliche Wettbewerbe in jedem Winkel des Landes, an denen Tausende teilnahmen. Kurzum, es herrschte ein Klima der Aufgeschlossenheit in Bezug auf den Sport.

Darum fanden manche Mütter oder Väter auch nichts dabei, wenn beispielsweise sie oder ihre Töchter auf Spielplätzen von einem Talentsucher angesprochen wurde. Sie ermunterten bisweilen ihre Kinder sogar, die Dehn- und Streckübungen zu machen, zu denen sie von dem »Späher« aufgefordert wurden. Nur wenige wurden aufmerksam und reagierten kritisch, weil ihnen manche Hilfestellung des Sichtungstrainers zu weit ging. Wieso musste der beim Lob der langen Beine, die sich vorzüglich für Sprintstrecken eignen würden, mit der Hand das Fahrgestell von unten bis oben befühlen? Warum griff er beim Spagat dem Mädchen in den Schritt? Weshalb fotografiert er ihm unter den Rock? Einige Frauen empörte dies derart, dass sie zur Polizei gingen.

Nun war es Usus, dass beim wiederholten Auftreten eines bestimmten Tatbestandes oder Vorgehens – wir nannten das *Modus Operandi* – die Anstrengungen gebündelt werden. Es gab analoge Meldungen aus drei Stadtbezirken, über die Abschnittsbevollmächtigten und Inspektionen etwa dreißig innerhalb eines halben Jahres. Darum wurde im Dezernat V des Präsidiums ein sogenannter Brennpunkt gebildet, der die Bezeichnung



Bronzeplastik von Christa Sammler – Meisterschülerin bei Gustav Seitz – aus dem Jahr 1963. Sie steht am Rand des Volksparks Weinbergsweg. Das etwa 16 Jahre alte Mädchen spiele frei und unbeschwert mit ihrer kleinen Schwester »Hoppe, hoppe Reiter« – das symbolträchtige Kunstwerk heißt »Schwestern« (Aufnahme 2022)